

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 8 (1904)

**Artikel:** Der Basler Historienmaler Hieronymus Hess

**Autor:** Burckhardt, R.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572313>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Abends legte sich gerade um das blonde Haupt Ingolfs, wo das Ei langsam seinen kümmerlichen Schmuck einbrannte....

Ein merkwürdiges Lächeln bedeckte das verzerrte Gesicht des Clowns — ein Lächeln, das, wenn Gaukelwerk und Schminke von diesen Zügen entfernt worden wären, demjenigen klar geworden sein würde, der die Menschen kannte, und ihn die zarte und merkwürdige Welt einer einiamen Seele hätte ahnen lassen.

Denn in Jean-Pauls Herzen wuchs in diesem Augenblick ein großes Mitleid auf. Seine Gedanken zogen weit, weit hin-

aus nach einem fernen Horizont, auf ihren Flügeln das Schiffsal diejes fremden Gauklerkindes tragend. Und ein heißes, alles besiegendes Verlangen, zu helfen und gütig zu sein, bevärgigte sich seines ganzen Wesens.

Der dumme Peter, der tragische Komödiant, der Bajazzo mit dem blutenden Herzen wandte sich nach dem Ausgang und trocknete vorsichtig seine Augen mit dem Zipfel des Vorhangs.

Vorsichtig — der Schminke wegen.

\* \* \* (Fortsetzung folgt).

## Der Basler Historienmaler Hieronymus Heß.

Mit fünf Bildern.

Nachdruck verboten.

**Z**u Anfang des Jahres 1825 schrieb der große Bildhauer Thorwaldsen an Oberst Wettstein-Iselin in Basel von dessen Schüling, dem damals sechzehnjährigen Maler Hieronymus Heß: „Die Gönnner und Förderer dieses jungen Mannes könnten ihr Wohlwollen nicht leicht einem würdigeren Künstler angedeihen lassen . . . Euer Hochwohlgeborene und die übrigen Gönnner des vortrefflichen jungen Mannes erwerben sich nicht nur um Hieronymus Heß, sondern selbst um die von uns allen so hochverehrte Kunst ein wahres Verdienst, wenn dieser talentvolle Künstler durch Sie und andere Kunstreunde in den Stand gesetzt werden möchte, seine seltenen und ungemein schönen Anlagen in dieser alten Kunstadt Nürnberg, wo die edelsten Meister alter und moderner Zeit vorhanden sind, recht harmonisch und gründlich ausbilden zu können.“ Und der Maler Ludwig Richter schreibt aus derselben Nürnberger Zeit in seiner Selbstbiographie: „Heß' Art zu zeichnen hatte viel von seinem großen Landsmann Holbein . . . Sie war sicher, fast jede Linie von Verständnis zeugend; die Auffassung hatte etwas einfach Großes, Stilvolles, mit feinstter Beobachtung der charakteristischen Züge seines Gegenstandes. Die Aquarelle sind gewöhnlich tief in der Farbe und erinnern auch in dieser Beziehung an Holbein.“

Was werden wir erwarten dürfen vom Leben und vom künstlerischen Schaffen eines Mannes, von dem zwei so kompetente Autoritäten im Gebiet der bildenden Künste solche Hoffnungen begten? Der Rahmen, der dieses Lebensbild umschließt, ist höchst einfach. Leider weist es der unerfreulichen Züge mehr auf als der erfreulichen. Darum wollen wir es bloß mit flüchtigen Strichen zu zeichnen suchen, um uns desto eingehender mit einigen seiner bedeutendsten Werke beschäftigen zu können, die wir heute noch trotz allem, was die Entfaltung seines Lebens und Schaffens gehindert hat, mit Zug und Recht bewundern.

\* \* \*

Hieronymus Heß wurde geboren am 15. April 1799 als Sohn des Kornmeffers Johann Heß und der Frau Margaretha geb. Roth. Die Familie war seit dem vierzehnten Jahrhundert in Basel ansässig und seit 1414 derselbst verbürgert. Mit drei Brüdern wuchs Hieronymus in schlicht bürgerlichen Verhältnissen auf. Zu frühen Knabenjahren zeigte sich sein Malertalent, wenn er es auch mit seinen Brüdern und Kameraden vorerst nur unter Zuhilfenahme der alterprimitivsten Mittel — Ziegelmehl, Kohle und Kreide in Käufschalen als Farben, Birnstiele als Pinsel, Speichel als Bindemittel — betätigen konnte. Hochbeglückt wurde die kleine Künstlergesellschaft durch eine Farben schwäbel, die ihr später eines ihrer Mitglieder von der Wanderschaft schickte. Die gelungenen Erstlingsversuche des Knaben hatten zur Folge, daß er nach absolviertter Schulzeit einem — Flachmaler in die Lehre gegeben wurde. Da gefiel es ihm aber weit besser, dem Meister das öde Aufstreichen zu überlassen und in seiner Abweisenheit die Wände der Werkstatt mit Bildnissen und Karikaturen zu bedecken. Auf den Rat dieses Meisters entzogte er dem Handwerk und trat in das Atelier des biedern Landshäfers Neufück und seiner Söhne ein. Später finden wir den Jüngling in der blühenden Kunsthandschaltung der Herren Birmann und Huber. Aus jener Erstlingszeit besitzen wir mehrere vielversprechende Arbeiten, u. a. eine religiöse Versammlung der zu eigenartiger Verühmtheit gelangten Frau Juliane von Kridener in den Häusern am Grenzacherhorn.

Den allen Malern jener Zeit tief im Herzen wohnenden Zug nach dem gelobten Land der Kunst, Italien, zu folgen,

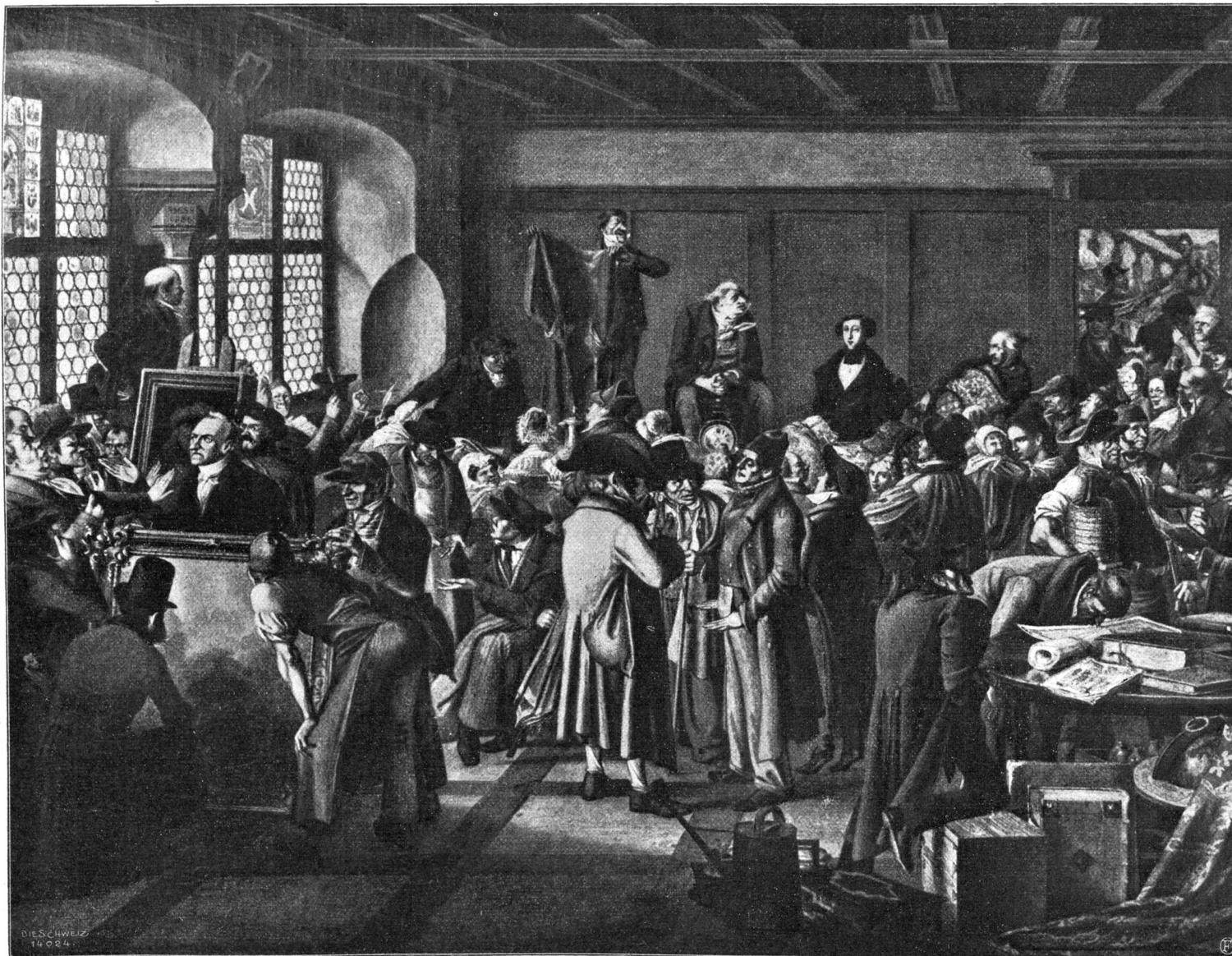
ermöglichte Heß das Engagement eines neapolitanischen Kunsthändlers. 1819 und 20 lebte er in Neapel und malte dort ums tägliche Brod Volkszenen mit Improvisatoren, Soldaten, Juden und Pfaffen. In sein Lebenselement kam er aber erst in Rom, wo ihm ein Basler Gönnner den Aufenthalt verschaffte, der ihm im Kreis gleichstrebender Kollegen höchste Anregung bot.

1823 nach Basel zurückgekehrt, bildete er den Geist und übte er die Hand am Vorbild Holbeins, so schwer ihm dieses Studium infolge der schlechten Unterbringung der Meisterwerke im Haus zur „Mücke“ und ihrer unlösamen Bewachung durch den herrlichen Universitätspedellen Scholer gemacht wurde. Der bekam aber sein großes, trinkgeldhungriges Wesen heim bezahlt. Die armen Künstler sagten von ihm: „Den Scholer haben wir all auf der Mücke.“ Heß insbesondere ging in seinen Zeichnungen und Karikaturen nicht allzuäußerlich mit dem alten Kerberos um.

Der selbe Mäzen, dem Heß den Aufenthalt in Rom zu verdanken hatte, erfüllte ihm einen andern Herzenswunsch: daß er in Nürnberg Albrecht Dürers Geist auf sich wirken lassen durfte (1825—27). Hierauf nahm er seinen Wohnsitz endgültig in der Baderstadt, verehelichte sich, ohne jedoch den Segen eines glücklichen Familienlebens zu erfahren. Diese Enttäuschung, sowie die andere, daß er es am eigenen Leib durchkosten mußte, wie der Kunst ohne Gunst das zu ihrer erfolgreichen Ausübung nötige Korrelat fehlt, stimmten ihn tief herunter und ließen ihn seinen Gram in nicht stets fein gewählter Kumpanei zu vergessen trachten. Dem teils gerechten, teils ungerechten Gross gab er dadurch Ausdruck, daß er seiner ungewöhnlichen Gabe zu persiflieren und karikieren keine Zügel anlegte, sondern seinen Pinsel zum allzeit dienstbereiten Organ der Spottlust machte. Wohl führte er Aufträge für Kunstreunde und Händler aus, u. a. auch Kartons für Glasgemälde. Aber auf einen grünen Zweig brachte er es nicht. Mit dem Hunger wuchs der Durst, mit dem Entbehren der Genuss, andere lächerlich zu machen. Daneben fehlte es ihm auch nicht an treuen Freunden, und in der Künstlergesellschaft war er ein allgemein anerkanntes Mitglied. Als Lehrer hingegen war er ebenso anregend wie ungeduldig, welch letztere Eigenschaft ihn um seine Anstellung an der Zeichnungsschule brachte und auf undankbaren Privatunterricht anwies. Bald nach dem 1848 erfolgten Tod seiner Frau erlag er am 8. Juni 1850 im Alter von einundfünfzig Jahren einem Leberleiden.

\* \* \*

Aus Heß' römischem Aufenthalt stammt eines seiner besten und sorgfältigst ausgeführten Bilder, zu dem kein Geringerer als Thorwaldsen ihn veranlaßte: Die Judenpredigt. Es war damals in Rom noch Brauch, daß die im Gheto lebenden Israeliten einmal im Jahr zu einem katholischen Gottesdienst kommandiert wurden, und zwar sorgte die militärische Gewalt dafür, daß dem Aufgebot Nachachtung und dem Gottesdienst die erwünschte Ehrerbietung geschenkt ward. So sehr diese Art „Judenmission“ der Mizbilligung aller Einsichtigen verfallen war, Heß machte sie zum Gegenstand der eingehendsten Studien. Der Schauplatz ist das Mittelschiff einer Basilika mit korinthischen Säulen. Die Brüstung der Quergalerie trägt in lateinischer Sprache den die Situation treffend zeichnenden Spruch: „Siehe, mein halbstarrig Volk hört meine Stimme, und dennoch schenkt es ihr keinen Glauben.“ Auf der niedern Kanzel, wie solche eher zu Kinderlehrern als zu Gemeindegottesdiensten verwendet werden, steht ein Dominikanermönch. Den Mund verzichtet er zu



Gant auf der Schmiedenzunft zu Basel. Nach dem Aquarell (1838) von Hieronymus Hess (1799–1850) in der Deutschen Kunstsammlung von Basel.

herben Worten. Während der Daumen der rechten Hand hinter sich auf das Bild des gekreuzigten Messias weist — den Juden bekanntlich ein Ärgernis — streckt er die Linke über die Zuhörerschaft aus, nicht segnend, auch nicht drohend, aber nachdrücklich mahnend. Und nun sein Auditorium! Da sitzen sie in Reihen, die Söhne des merkwürdigen Volkes, einst so hoch erhoben über alle Völker des Erdbodens und nun niedergestossen von diesen Völkern. Heß hat stets Geschautes gemalt; das gilt in hervorragendem Maß von unserm Bild. Diese Typen hat er alle aus dem römischen Judenthügel geholt. Da sitzen sie in ihrem Kaftan und Schirmhut, die Beine übereinandergeschlagen, die Hände gefaltet. Der schaut fragend, zugleich aber stark zweifelnd, zum Prediger empor, jener traumverloren vor sich hin. Weh dem Schläfer! des wachsamsten Mönchs mächtig erhobene Hand wird ihn unjanzt an seine Pflicht erinnern. Ja, wer nicht hören will, muß fühlen; das erfährt der Arme, den ein anderer Mönch an den Haaren herbeischleppt. — Rings um die zu des Predigers Tüzen Sitzenden steht eine große Zahl, teils ebenfalls zuhörend, teils im Gespräch mit Mönchen, die sie mit Wort und Gebärde auf den Weg zur Seligkeit zu weisen suchen. Aber wie sollte in einer Stunde gut gemacht werden, was Jahrhunderte gesündigt haben? Den eifernden Ordensleuten bleibt bloß die Genugtuung, einmal im Jahr die Widerstreben zum Hören ihrer Predigt zu zwingen, den Juden die nicht minder große, dem Gehörten keinen Glauben zu schenken. Alle Versuche, sie fürs Evangelium zu gewinnen, scheitern an ihrem Dogma: „Verflucht ist, der am Kreuze hängt!“

\* \* \*

Hat uns die Judenpredigt nach Rom verfest, so entrollt die Gant auf der Schmiedenzunft ein Bild baslerischen Lebens. Es stammt dieses Aquarell aus dem Jahr 1838 und enthält die Bildnisse vieler damals bekannter Personen. Rechts im Vordergrund sind Künstler und Kunstmäzene, die Gemälde beschauen und darüber disputieren. Und wer wollte diesen Kennern das treffende Urteil absprechen? So gebaren sich Leute, die einen sichern Blick haben in das Wesen der Kunst! Rechts am Boden und auf dem Tisch Holzianen, Atlanten, ein Globus, in holdem Verein mit einer Gießfanne Arznei-fläschchen. Im Mittelgrund ein Beschauen, Prüfen, Handeln. An der Rückwand des Buntshaals wird eben ein alter Mantel versteigert. Der Auktionator kann bei der Gelegenheit den schlechten Witz nicht unterdrücken, der ihm durch den Kopf auf die Zunge fährt. Welch' ein Leben und Treiben! Sieh' das Spiel der Hände, wie es das der Mienen begleitet! Der schwarzelockte und -gekleidete Kandidat im Hintergrund, er macht ein Gesicht, als ob er nächstens dem Meistbietenden sollte zuschlagen werden. Die Basler müssen schon damals Sinn für guten Humor gehabt haben, sonst wäre es nicht bloß ein einzig Mal vorgekommen, daß Heß sich wegen Karikierung ehrener Bürger vor Gericht verantworten mußte. Das Wort im Prolog zu Goethes Faust erwies auch da seine Wahrheit: „Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.“

\* \* \*

Heß hat sich mit Vorliebe Historienmaler genannt. Wenn nun auch zuzugeben ist, daß mehr als die Historie das Historische das Feld seiner künstlerischen Betätigung war, so sah er doch in der Schilderung geschichtlicher Ereignisse, die nicht nur den Loyalpatriotismus verherrlichen oder verhöhnen sollten, seinen eigentlichen Lebensberuf. Das Museum von Basel bewahrt eines seiner besten Ölgemälde auf, die Schlacht bei St. Jakob an der Birs, aus dem Jahr 1838. „Es ist eine jedes Schweizerherz ergreifende Darstellung jener heldenhaften Befreiungsstat an der Birs. Die Auffassung ist historisch getreu. Die auf der Höhe des Birsufers unter den Taunen stehenden Führer der Eidgenossen äußern vergeblich ihre strategischen Bedenken gegen das Vordringen der von dem ersten Zusammenstoß mit dem Feind bei Pratteln siegestrunkenen Krieger. Die Führer werden von der Begeisterung forgerissen zu dem verzweifelten Einzelkampf mit den Armagnaken, in dem die kleine Schar der furchtbaren Nebermacht unterlag, unbefiegt — vom Siegen ermüdet“. Das Bild ist eine schöne Illustration des patriotischen Antwort, die das kleine Häuslein der Neuenburger den verzögten Konzilsherren gab: „Wenn es also sein muß, daß die Neberzahl der Feinde uns erdrückt, so sollen denselben unsre Leiber, Gott aber unsre Seelen zufallen“. Die Geschichte der

Schlacht ist ja eigentlich eine Verherrlichung der Insubordination; allein sie lehrt uns, daß ohne den Heldenmut und die Opferung des Volkes die Strategen allein das Vaterland nicht retten können.“

\* \* \*

Es war ein freundlicher Zufall, der mich im Jahr 1900 beim Durchblättern einer Mappe aus dem Nachlaß des 1872 verstorbenen Präfidenten der Zürcher Künstlergesellschaft, Adolf Pestalozzi, auf eine außerhalb seiner Familie noch unbekannte vorzügliche Komposition unseres Meisters stößen ließ. Herr Professor Dr. Daniel Burckhardt in Basel, dem ich das Aquarell einsandte, schrieb mir damals hocherfreut: „Das ist ja ein prächtiges, goldechtes Original von Heß, das bislang vollständig unbekannt war.“ Das Blatt wurde in Lichtdruck als Anhang zum Heß-Album (Basel 1900, Henri Besson) reproduziert. Durch die Freundlichkeit des Besitzers, Herrn Dr. Pestalozzi in Wil (St. Gallen), konnte es für die „Schweiz“ in Farben (die dem Original ziemlich nahekommen) wieder-gegeben werden.

Das Bild, in der Größe von  $31\frac{1}{2} : 24$  cm, trägt die Unterschrift: Hieronymus Hess invenit a Roma, fecit a Nürnberg. Der erste Entwurf wurde also in Rom ausgeführt, wo Heß von 1820 bis 1823 weilte, in einem anregenden Kreis bedeutender Kunstgenossen sich an den Werken der Antike bilden. Und in der Tat existiert in der öffentlichen Kunstsammlung zu Basel eine Radierung, die mit unserm Blatt Titel: O tempora, o mores (o Zeiten, o Sitzen), Vorwurf: Begegnung eines römischen Kardinals mit dem heiligen Hieronymus, sowie verschiedene Details teilt (siehe die Text-illustration S. 112). Aber die flüchtigste Vergleichung zeigt einen ungeheueren Fortschritt der vollendeten Malerei gegenüber der ersten Zeichnung, ganz abgesehen von der prächtigen Farbenwirkung jener. Da, man möchte versucht sein, die beiden Blätter gar nicht einem und demselben Meister zuzuschreiben, wenn nicht bei beiden seine Urheberschaft über allem Zweifel stände und die Idee, in der Hauptfläche sogar die Personen beide Male die gleichen wären. Ausgeführt wurde die römische Erfindung während Heß' Aufenthalt in der deutschen Künstlerstadt Nürnberg 1825 oder 26. Demgemäß wäre die Bemerkung Ludwig Richters in seiner Selbstbiographie in etwas zurechtzustellen: „Hier in Nürnberg zeichnete er meist für Buchhändler und machte alles, was von ihm begehrt wurde, leider aber nichts, wozu sein Talent sich eignete und wodurch er sich hätte bemerkbar machen und einen Ruf erlangen können.“

Wie sehr Heß der Wechsel der Zeiten und Sitten im Bild des heiligen Hieronymus und seines unwürdigen Nachfolgers, des Kardinals, beschäftigt hat, geht auch hervor aus einem 1833 gemalten und 1847 wiederholten, auch in Tusch ausgeführten Bild, ebenfalls O tempora, o mores bezeichnet, das gleicherweise seinem Grundgedanken nach in Rom entstand: ein fein ausgeführtes Doppelbildchen, links der Heilige in der Wüste mit Schreiben beschäftigt, neben ihm der treue Begleiter Löwe, im Hintergrund ein lebensgroßer Kreuzifixus; rechts der Kardinal, ein alter wohlbeleibter Herr mit Fußgicht, im Armstuhl gegen ein Kissen gelehnt. Aus Hieronymi Löwen ist ein unverächtlich dreinblickendes Seidenbündchen geworden. Statt des Gefreigten in der Wüste steht eine Marmorvenus im Garten. Ein Diener, durch die Tischglocke herbeigerufen, bringt Wein in einem Kühlheimer. — Hat vielleicht die Namensbrüderlichkeit den Maler auf die Gestalt des Hieronymus geführt? Jedenfalls ist er ihm der Typus des asketisch der Welt entstiegenden Mönchs-tums, während der Kardinal die im Sinnendienst versumpfte hierarchische Richtung repräsentiert. Die Gegenüberstellung gerade dieser beiden erklärt sich daraus, daß Hieronymus in der Legende wegen seiner Beziehungen zum römischen Bischof Damasus als erster durch den Kardinalshut ausgezeichnet worden ist. Das Einst und das Jetzt, der fromme Einsiedler und der weltliche Kirchenfürst bieten dem Maler eine willkommene Gelegenheit, seinen beifinden Spott über die Lebemänner geistlichen Standes auszugießen.

Doch nun zu unserm Gemälde: O tempora, o mores II. Während das erste zwei Stillleben, weist das zweite, der Entwurf und das Gemälde, sehr lebendige Handlung auf. Zunächst die römische Radierung. Heß will zeigen, wie sich Hieronymus, 1400 Jahre nach seinem Tod, bei der Wiederkunft nach Rom geboren würde. Der Heilige hat mit seinem Löwen die Vorhalle der Titularkirche eines modernen Kardinals beschriftet und gewahrt die Auffahrt eines seiner Nachfolger im



Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Nach dem Ölgemälde (1838) von Hieronymus Hess (1799–1850) in der Deutschen Kunstsammlung von Basel.



**O tempora, o mores!** Nach einer Radierung von Hieronymus Hess (1799—1850) in der öffentlichen Kunstsammlung von Basel.

Kardinalat. Drastisch ist zum Ausdruck gebracht die moralische Entrüstung des Heiligen über den bösen Wandel der Sitten. Die drei Lakaien des Kardinals suchen den alten Hieronymus zu beschwichtigen und zum Schweigen zu bringen, während der Kardinal, vollständig weltlich gekleidet, eine Prise nehmend, seiner Basilika zuwandreit, wo er am Tor vom dicken geistlichen Majordomus mit diesem Bückling empfangen wird.

Im Aquarell ist aus den im Stich noch etwas theatralisch agierenden Personen eine überaus lebensvolle Gruppe geworden, in der jede einzelne Figur ein echt Hessisches stimmungsvolles Gepräge trägt. Der Meister hat diese Menschen, mit Ausnahme des Heiligen, seinerzeit in Rom geschaut. Die Situation ist verändert. Anstatt vor die Titularkirche ist die Szene vor ein Tor der ewigen Stadt verlegt, das die gewöhnliche Ueberschrift SPQR (Rat und Bürgerschaft von Rom) trägt. Das Wappen über der inneren Tortür, von der päpstlichen Tiara und den gekreuzten Schlüsseln befrönt, ist als das der Grafen von Chiaramonte zu erkennen, eines in Cesena angesessenen Geschlechts, dem Pius VII. (Papst von 1809 bis 1823) angehört. Aus dem Tor schreitet eine römische Bäuerin mit schönen, kräftigen Gesichtszügen, einen Buben zur Seite, ein Kindlein im Korb auf dem Kopf. Der Kardinal ist aus der Karosse gestiegen; der Wagen hält, doch ist der alte Kutscher auf dem Bock noch nicht in den tiefen Schlaf gefunken, der ihn im Entwurf bereits weit vornüber gebeugt hat; er beginnt eben, was der kurzen Zeit seit dem Aussteigen Seiner Eminenz besser entspricht, sein verdientes Kutscherschlafchen. Der Kardinal geht auf das Tor zu, wo ein nach österreichischem Zuschitt uniformter Posten die Wache ins Gewehr ruft. Einer seiner Kameraden folgt bereits dem Ruf, die anderen zum Folgen ermunternd. Der hochwürdige Herr trägt zu der rotverbrämten weltlichen Kleidung mit roten Strümpfen und Schnallenstöcken fek aufgestülpt den roten Hut, das Kennzeichen eines Mitglieds des heiligen Kollegiums, und die leichtfertig über den Rücken hinab flatternde Soutane. Darin stimmen Radierung und Aquarell miteinander überein. Aber aus dem hagern, ziemlich nichts sagend dreinschauenden Herrn in den besten Jahren ist ein eher untertester, dickerhäutiger Greis geworden mit glatt rasiertem Doppelkinn, ein Lebemann vom Scheitel bis zur Sohle. Jede seiner Bewegungen atmet Selbstgefälligkeit: wie er eins seiner dicken Beine vors andere legt, wie er mit ausgestrecktem kleinem Finger aus der goldenen Dose den Tabak nimmt,

wie er, ohne von seinen Mitmenschen Notiz zu nehmen, seines Weges geht. Das weiße Haupthaar ist förmlich nach oben gekämmt, das Taschenstück streckt neugierig seinen Zipfel zum Rock hinaus. Die Geste des Prisennehmers soll den flüchtigen Beschauer auf den ersten Blick täuschen. Beachtet man nämlich die Dose in der Rechten nicht, so könnte die Bewegung der Linken auch das Geben eines Almosens vorstellen, um das der Krüppel am Straßenstein so flehentlich bittet. Aber nicht der Rührung ob des Bettlers Not, sondern dem Neiz der Nase dient die Bewegung. Der Blick richtet sich über die rölich angehauchte Nase hin zur Bäuerin, des Herzens Gedanken unschwer erraten lassen, während das unschuldig frisch Gesicht ihres Knaben scharf mit den Zügen des lusternen Greises kontrastiert.

Am meisten hat Hieronymus im Aquarell gewonnen. Der Entwurf malt sein Entsezen noch etwas unbeholfen. Zurücktretend erhebt er mit einer Gebärde der Abweisung die Hände, ein zürnender Biedermann. Ganz anders der Heilige in der Ausführung: um den Kopf größer als der Kardinal, barfuß, den roten Mantel über das graue Unterkleid geschlagen, auf dem Haupt den

roten Hut mit breiter Krempe, darum der goldene Glorien Schein mit Namensinschrift. Die linke Hand rafft das Überkleid zusammen, daß es den Träger im Laufen nicht hemme. Die rechte Hand schaut aus den Falten hervor und trägt die Biblia sacra, die bekanntlich von Hieronymus ins Lateinische übersetzte Bibel. Der Kardinal und sein Gefolge sind bereits an ihm vorübergegangen. Der Heilige entflieht mit entschlossenem Schritt der unheiligen Stadt, hinaus in die Wüste. Für das, was er bei seinem Besuch in Rom geschaut, besonders zulegt in der Begegnung mit dem Kardinal, hat er bloß noch einen Blick zorniger Verachtung. Von herrlicher Wirkung ist das rückwärts gewandte Haupt mit den flammanden Augen, der scharf geschnittenen Nase, dem weißen Bart. Ja, das ist Hieronymus Eusebius, wie ihn die Kirchengeschichte uns schildert, der strenge Asket, der Eiferer für die Kirche, der sein eigen Fleisch durch die härtesten Bußübungen erötet hat und sich dadurch ein Recht erworben, das sündhaften Welttreiben zu strafen. Im Aquarell machen die drei Lakaien den Zürnenden nicht schweigen. Dafür malen ihre Gebärden meisterhaft den Hohn über des Heiligen Born. Sie sind ihres leichtsinnigen Gebieters treu ergebene Knechte; Sittenstreng ist ihnen ebenso lächerlich, wie dem Heiligen Sittenlosigkeit verächtlich. Nebenwärts charakteristisch sind auch der beiden Hauptpersonen Begleiter aus dem Tierreich: der Pinicher des Kardinals läßt den Heiligen unverschämt an. Des Hieronymus Löwe, der auf dem Stich noch durch Brüllen seinem Unwillen Ausdruck verleiht, reißt im Gemälde seines Herrn stumm den Born. Der freche Hund mag den Kardinal auf seinen leichtsinnigen Wege fernherin begleiten, er folgt dem Hieronymus hinaus in die armelige, aber von sündlichem Wesen unentweihliche Wüste.

**O tempora, o mores!**

\* \* \*

Die wenigen Proben Hessischer Künste haben uns einen Einblick tun lassen in den Reichtum seines künstlerischen Ausdrucks- und Gestaltungsvermögens. Woher mag es nur kommen, daß ein Mann von so erhabener Begabung sich keinen höhern Rang in der Kunstgeschichte gesichert hat? Denn tatsächlich ist er über seine Vaterstadt hinaus, wo die meisten seiner Bilder in öffentlichem oder privatem Besitz sich befinden, nur wenig bekannt. Wir werden die Gründe zu solchem Zurückbleiben



O tempora, o mores!

Nach einem Aquarell von Hieronymus Hess (1799–1851).

in der Umgebung des Meisters, aber auch in ihm selber zu suchen haben.

Die Jugendjahre unseres Künstlers fallen in die Zeit der Nachwehen der französischen Revolution und der napoleonischen Weltherrschaft, sein Mannesalter, zugleich die Zeit seines ausgiebigen künstlerischen Schaffens in die Jahre nach den Baslerwirren der Dreißigerjahre. Zeiten der Erniedrigung machen den guten Menschen demütig und deshalb zu allseitiger Entwicklung seiner Kräfte geachtet. Eine ganze Bevölkerung, in der ja die wahrhaft Guten nie in der Mehrzahl sind und selten ein fühlbares geistiges Übergewicht besitzen, verbittern sie und legen ihre besten Kräftelahm. Große Zeiten erzeugen Genies und fördern Talente. Zeiten geringer Dinge erkennen Genies, die etwa trotz der Ungunst der Verhältnisse, wie eine Pflanze auf dürrer Erde, entstehen, und reichen dem Besitzer eines Talents das Schweißtüchlein dar, es darin zu verwahren.

Es war keine schöne Zeit, in der Heß lebte, malte und darbte und aus Anger darüber, daß seine Kunst nicht richtig anerkannt und deren Produkte nicht entsprechend bezahlt wurden, aus Born darüber, daß der Prophet nichts galt in seinem Vaterland, zum Kneipgenie wurde und seinen schlimmen Gewohnheiten schließlich einen relativ frühen Tod an Leberschrumpfung zu verdanken hatte. Es war eben für den gewöhnlichen Bürgerstand, den reichen und den mittlern, vom Ärmern gar nicht zu reden, eine Zeit jämmerlichen, schimpfenden Philistertums, das die Zeichen der Zeit weder erkennen konnte noch wollte und darum in einem falsch verstandenen Konservativismus dahinlebte, kirchlich tot, politisch verknöchert. Hätte Hieronymus Heß wie Ludwig Richter, der so Großes sich von ihm versprach, unter sein Bild und über sein Leben „als schönen Ausdruck der in ihm herrschenden Harmonie“ das Goethesche Wort geschrieben: „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten“, so wäre Heß auch in unfruchtbare Zeit durch seine reiche Kunst ein Prediger seines Volkes geworden. Weil er sich statt dessen durch die bitteren Lebenserfahrungen innerlich niedergedrückt ließ, wurde aus ihm ein Kritiker des Volkslebens, vor dessen heizendem Spott niemand sicher war, weder die reichen Herren, die Domino spielen, wenn andere arbeiten, noch die Fuhrleute, die der ersten Lokomotive in Basel die drohende Faust entgegenhalten, weder die darniederliegenden kirchlichen noch die nicht minder lebensunfähigen militärischen Institutionen. Mit Recht urteilt der verdienstvolle Biograph unseres Meisters (J. J. Im Hof, Der Historienmaler Hieronymus Heß. Mit 32 Tafeln in Lichtdruck und zahlreichen Legillustrationen, Basel 1887, im Buchhandel leider vergriffen): „Das ganze Kunstenre des Humors und der Sattre ist ein gefährlicher Boden. Man darf ja zugeben, daß es zur Besserung von einzelnen oder von Korporationen beitragen kann, wenn denselben das Spiegelbild

ihrer Torheiten oder Lächerlichkeiten vorgehalten wird. Allein es läßt sich doch nicht leugnen, daß Bilder, wie sie hier in Betracht kommen, eigentlich selten im Dienst großer pädagogischer Gedanken stehen. Vielmehr müssen sie sehr oft die Werkzeuge von Haß, Neid oder Nachsicht sein. Bald sind sie ein Spielzeug zur Erheiterung des klatschhüchtigen und schadenfrohen Publikums, bald sollen sie irgend einer Partei oder einem ungerechtfertigten persönlichen Einfluß auf politischem Gebiet Handlangerdienste tun. Und so kann es geschehen, daß sehr achtenswerte Handlungen oder Persönlichkeiten dem wohlfeilen Spott preisgegeben werden und dagegen Menschen und Dinge zur Geltung kommen, bloß weil es gelungen ist, die Lacher auf diese Seite zu bringen. Auch Heß konnte all diese Gefahren nicht vermeiden, und es blieb eine höchst nachteilige Rückwirkung seiner Vorliebe für dieses Genre auf seinen sonst gutmütigen Charakter und sein für alles Schöne und Edle empfänglich angelegtes Gemüt nicht aus“ (a. a. O. S. 23 f.).

Und trotzdem hat die Vaterstadt Heß hundert Jahre nach seiner Geburt durch eine Jubiläumsausstellung seiner Werke geehrt und es ihm nicht nachgetragen, wie übel sein Pinsel den Großeltern und Eltern der heutigen Generation mitgespielt. Mögen die sich oft geärgert haben ob seinem gepfefferten Spott, uns ergötzte die unendliche Fülle des Witzes, in die er die bitteren Pillen gehüllt hat. Daneben haben viele Bilder aus der heiligen und profanen Geschichte einen reichen inneren Wert. Seine Zeitgenossen mußten ihn nehmen, wie er war, und zwar nicht ohne ihre Schuld, und wir wollen ihn so nehmen, uns an seinen kostlichen Bildern freuen und von ihm vieles lernen, wie man's machen und nicht machen soll im Leben.

Wenn wir nun uns verabschieden von dem Meister, von dessen genialem Schaffen wir einige Proben geben konnten, so soll's ein Scheiden im Lichte sein. Dazu verhilft er uns selbst, der im Jahr 1840 für eine Verlagshandlung vierzig meisterhafte Aquarellbilder gemalt hat, den Totentanz vorstellend. Auf einem der Blätter ist Heß selber dargestellt, wie er an einem Bild, dem richtenden Gott, malt. Der Tod naht ihm, hinter der Staffelei hervortretend, und spricht zu ihm:

Hieronymus Heß, laß's Malen stehn!

Der Weg ist dunkel, den wir gehn.

Ob auch dein Herz im Tode bricht,

Dir winkt der ewigen Heimat Licht.

Der Maler streckt dem Tod die Hand entgegen und schaut zuverlässig nach oben:

Freund, tritt hervor, du schreckst mich nicht,

Mich freut dein blasses Angesicht;

Nach manchem bittern Erdenschmerz

Führt deine Hand mich himmelwärts.

Rub. Burckhardt, Baden i. A.

## Zur neuesten Geschichte Amerikas.

Die Neu-Yorker Presse beschäftigt sich in diesen Tagen vorwiegend mit den drei folgenden Themen: Präsidentschaftswahl, Panamakanalfrage und Russisch-japanische Kontroverse. Von diesen drei Themen aber sind für den europäischen Beobachter vorläufig nur die beiden letzten von Interesse. Die Neuwahl des Präsidenten der Union, die im nächsten November zum Ausstrag kommen wird, ist heute noch allzu sehr ein Spekulationsgebiet, um wirklich glaubwürdige Schlüsse zu erlauben. Jede Partei sucht selbstredend ihr Terrain so frühzeitig und so gut als möglich zu bearbeiten; aber bis jetzt hatten die damit verbundenen Auslassungen mehr nur den Charakter des Ballastes, der so nebenbei mitgeführt wird, um das Fahrzeug glücklich durch die kapriziöse See der öffentlichen Meinung zu steuern. Der Moment, wo das Fahrzeug den Wassern zu gebieten versucht, ist noch nicht da — er wird aber nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die endgültige Lösung der Kanalfrage, bzw. die tatsächliche Inangriffnahme des Durchstiches dürfte auf das Resultat der Wahl wohl eine weitgehende Wirkung ausüben.

Diese letztere Frage: der Durchstich des Panama-Kanals ist nun allerdings ein Thema, das der Diskussion die Tore weit öffnet. Die jüngsten Vorgänge in jener Gegend gehören

ja bereits ins Reich der Geschichte. Und die Art und Weise, wie dieses Stücklein Geschichte geschmiedet wurde, bildet nun seit bald drei Monaten den täglichen Stoff zu Dissertationen in den Redaktionspaläten und auf den Bänken des White House in Washington. Die liberalen Oppositionsorgane haben viel Talent und Druckschwärze darauf verwandt, um darzutun, daß die Regierung in Washington das Opfer und das Werkzeug einer niederträchtigen Pariser Börsenclique wurde. Präsident Roosevelt hat diese wenig schmeichelhafte Zumutung in seinem ausführlichen Bericht an den Kongress in energischer und in mancher Hinsicht überzeugender Weise zurückgewiesen. Er nahm die Gelegenheit wahr, um die uneigennützige Haltung der Vereinigten Staaten gegenüber Cuba hervorzuheben. Er wies darauf hin, daß die ganze Welt es als ausgemachte Sache angesehen, daß Cuba von der Union absorbiert werden würde, daß die Intervention kein anderes Ziel im Auge gehabt hätte. Die Welt sei nun eines Bessern belehrt. Die Parallele war etwas forcirt, aber nicht übel gewählt. Seine Verteidigung des Verfahrens der Regierung in der Panamafrage erreichte indes ihren Höhepunkt in dem Passus, wo er sich auf die Sanktion der zivilisierten Welt beruft, die der Regierung geworden sei. Er sagte: „Und endlich weise ich darauf hin, daß die Anerkennung der neuen